



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Italienisches. Kein seltsameres Schicksal konnte Italien treffen, als daß es nach seiner Befreiung von der Ausländerherrschaft ein Militärstaat werden mußte. Von ihren Vorfahren im Lande, den alten Römern, sind die Italiener der Geistesanlage und Gemütsart nach das gerade Gegenteil; man könnte sie als die geistigen Nachkommen des ionischen Zweiges der Hellenen bezeichnen. Das natürliche wäre aber doch gewesen, daß sich die führenden Männer nach der Befreiung von der verdummenden Priester- und Bourbonenherrschaft (die Habsburg-Lothringer im Norden hatten nicht schlecht regiert) mit Enthusiasmus auf die Entwicklung der geistigen Kräfte des Volkes geworfen hätten, auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft, von Industrie und Handel, worin das Volk im Mittelalter so großes geleistet und wozu es die Befähigung nicht verloren hat. Wie es wirklich gekommen ist, das zeigt eine Rechnung, die der berühmte Kriminalist und Abgeordnete Enrico Ferri jüngst aufgesetzt hat. Von den 1600 Millionen Ausgaben des italienischen Budgets fallen 800 Millionen auf die Verzinsung der größtenteils unproduktiven Schuld; von den verbleibenden 800 Millionen erfordert das Militärbudget 350—400, vom Rest geht die größere Hälfte auf die Besoldung einer Beamtenchaft darauf, die keineswegs in dem Rufe großer Pflichttreue und Arbeitsamkeit steht, 100 Millionen werden auf die öffentlichen Bauten verwendet, bei denen es zugeht, wie man es im Lande der Banca Romana erwarten kann, und den Kulturaufgaben verbleibt der winzige Rest; seit 1881 scheint keine amtliche Statistik der Analphabeten mehr herausgekommen zu sein; gelegentlichen Angaben nach, die man von Zeit zu Zeit findet, würde das Ergebnis recht beschämend ausfallen für diese alte Wiege der europäischen Kultur.

War Italien vielleicht gezwungen, sich zum Militärstaat zu entwickeln, um seine Unabhängigkeit wahren zu können? Nicht im mindesten. In alten Zeiten, wo die Kulturwelt klein und schwach, die Barbarenwelt groß und mächtig war, da war dieses Land das ersehnte Ziel der Raub- und Eroberungszüge nordischer Völker, und auch die Römerzüge der Deutschen des Mittelalters sind noch vorzugsweise von diesem Gesichtspunkte zu erklären. Aber heute ist die Kulturwelt groß und stark, die Barbarenwelt schwach, und Eroberungszüge werden unternommen nicht von den Barbaren in die zivilisierten Gegenden, sondern von den zivilisierten Völkern in die Gegenden der Barbaren. Auch sind die Zeiten für immer vorüber, wo die Bourbonen und die Habsburger Italien heimgesucht haben, um Sekundogenituren für ihre Prinzen daraus zu schneiden; Österreich würde Oberitalien nicht wieder nehmen, wenn man es ihm schenken wollte. Hat Italien zu seiner Befreiung keiner sonderlichen Militärmacht bedurft — die Thronlein umzuwerfen, genügte eine Hand voll Freischärler, und Österreich haben die Franzosen und die Preußen aus dem Lande geworfen —, so bedarf es ihrer jetzt schon lange nicht. Der Eifer, die Erinnerung an diese für ein ehrliebendes Volk einigermaßen beschämende Thatfachen durch kriegerisches Gebahren zu verwischen, ist erklärlich, kommt aber doch post festum und hat keinen rechten Sinn. Weder aus dem Bedürfnis der Verteidigung, noch aus der Neigung des Volkes ist der italienische Militarismus hervorgegangen, er ist dem jungen Königreiche durch die bekannte Lage Europas aufgezwungen worden, die den bewaffneten Frieden fordert.

Dieser Zustand des bewaffneten Friedens ist nun in mehr als einer Beziehung widersinnig. Um nur die eine Seite, auf die es hier ankommt, hervorzuheben:

die allgemeine furchtbare Rüstung hat thatsächlich die Wirkung, daß das ungeheure Risiko eines Friedensbruchs den Frieden erhält; aber der Widerspruch zwischen Zweck und Mittel ist eine immerwährende Beleidigung des gesunden Menschenverstandes und muß auf die Dauer für das Empfinden der Berufssoldaten unerträglich werden. Wenn die Wehrfähigkeit des Volkes für etwaige Fälle bloß durch fleißiges Turnen und Schießübungen erhalten würde, so würde das jedermann natürlich finden, aber daß viel tausend Offiziere einer zu höchster Vollendung gediehenen Kriegskunst und Kriegswissenschaft ihr ganzes Leben in angestrengtester Thätigkeit widmen sollen zu keinem andern Zweck, als um die Anwendung dieser Kunst und Wissenschaft unmöglich zu machen, daß sie dazu verurteilt sein sollen, zeitlebens Generalproben abzuhalten unter der ausdrücklichen Bedingung des Verzichts auf die Ausübung, das heißt dem Offizierstande übermenschliches zumuten. Nun, der Deutsche ist der Mann dazu, übermenschliches zu leisten, namentlich in der Geduld, und unsre Offiziere werden es vielleicht noch weitere fünf und zwanzig Jahre aushalten, ohne den Mut und die Spannkraft zu verlieren. Aber die Kelten und die Romanen sind weniger geduldig. Die Franzosen würden die Militärlast nicht Jahrzehnte lang zu ertragen vermögen, wenn ihnen nicht fortwährende Kolonialkriege bewiesen, daß das Militär einen Daseinszweck hat, und so darf man sich nicht wundern, daß auch die heißblütigen Italiener ihren Kolonialkrieg haben wollten. Nur hat sich diesen leider keine günstige Gelegenheit dargeboten. Hätten sie Tunis bekommen und sich von da aus weiter ausbreiten können, so wäre ja dieser Besitz nicht ohne Wert gewesen; aber das hätten sie Frankreich abringen müssen, und dazu fühlten sie sich zu schwach. Ut aliquid fecisno videretur, ließen sie 1885 mit Erlaubnis der Engländer Truppen in Massaua landen und erfanden einen wohlklingenden Namen für ihre „Kolonie.“ Einen andern Zweck als diesen Schein hatte die Sache nicht, denn, wie Bizzoni, der ausgewiesene Korrespondent des *Secolo*, kürzlich dem römischen Korrespondenten der Frankfurter Zeitung mitgeteilt hat, der ganze Handel Massauas würde keine zehn Handelshäuser ernähren und keine fünf Schiffe besuchten. Einen armseligen Platz und die umliegende Wüste bewachen, ist auch noch keine befriedigende Aufgabe für ein ruhmbegieriges und ungeduldiges Kriegsheer, und so war denn nichts natürlicher, als daß man umherschweifte und ins Hochland vordrang. Das führte zu Zusammenstößen mit den Eingebornen, man erlitt kleine Niederlagen, die gerochen werden mußten, man erfocht kleine Siege, die zu weiterem Vordringen ermunterten. Dabei verfiel man auf den Gedanken, daß die abessynische Hochebene für Ackerbaukolonien taugen könnte. Es war ein unglücklicher Gedanke. Italien ist freilich überbevölkert, wenigstens relativ, d. h. mit Rücksicht auf seine gegenwärtige mangelhafte Bebauung überbevölkert, das beweist seine starke Auswanderung; aber da eben der Steuerdruck und eine erbärmliche Agrarverfassung die Übel sind, denen die Auswanderer entfliehen wollen, so würden sie sich dafür bedanken, in ein Land auszuwandern, wo sie ihre Regierung wiederfänden und demnach die Übel der Heimat anzutreffen fürchten müßten. Dann soll auch das abessynische Hochland gar nicht besonders fruchtbar sein. Vor allem aber ist es schwer zu erobern; wenn der zu hoffende Ertrag die Kosten der Eroberung und Behauptung zu lohnen verspräche, so würden die Engländer sicherlich nicht wieder fortgezogen sein, als im Jahre 1867 Lord Napier den König Theodor gezüchtigt und die englischen Gefangnen befreit hatte. Hand in Hand mit den kriegerischen Unternehmungen der Italiener ging eine grundfalsche Politik, die dem Menelik zur Macht verhalf und ihn mit europäischen Waffen ausrüstete.

Endlich kam das zweite Kabinet Crispi. Für Crispi war das abessynische Unternehmen sehr wertvoll, weil ihm Waffensläm und nationaler Enthusiasmus über die Schwierigkeiten der Lage hinweghelfen, die Klugen des politisirenden Publikums von seiner verfassungswidrigen Gewalt Herrschaft, von den Bank- und andern Skandalen, von den Wirkungen des Steuerdrucks abziehen konnten. Mit welchem freventlichen Leichtsinne der hauptsächlich zur Erregung von Aufsehen und zur Niederhaltung der Opposition unternommene letzte Feldzug geführt worden ist, das wird ja die Welt in den nächsten Wochen noch genauer erfahren, denn Rudini wird B sagen müssen, nachdem er am 27. März im Senat A gesagt und die vorher schon bekannte Thatsache amtlich verkündigt hat, daß wichtige Aktenstücke des erythraischen Grünbuchs fehlen, und daß es nicht „die Beamten des Ministeriums“ sind, die sie unterschlagen haben.

Von ihrem Barbarenstandpunkte aus handeln die Schoaner ganz richtig, wenn sie den Italienern durch unerhörte Grausamkeiten die Lust, in eine Gegend zurückzukehren, wo sie nichts zu suchen haben, gründlich austreiben, und erreichen sie ihren Zweck, so haben sie damit Italien selbst einen Dienst erwiesen. Dagegen waren die deutschen Freunde Italiens recht schlecht beraten, als sie das Kabinet Crispi durch Billigung seiner Politik und durch Verschweigung und Beschönigung seiner Missethaten stützten. Sie haben, es ist wahr, ihm geholfen, den Kurs der Rente heben, aber das war eine gefährliche Hilfe, denn nur vorübergehend und auf kurze Zeit kann es gelingen, den Staatskredit durch ein Anziehen der Steuer-schraube aufrecht zu erhalten, das die Produktivkräfte des Landes erdrückt. Sie sind einem Gliede des Dreibundes beige-sprungen, aber darin ist die Welt ja wohl einig, daß Italien nicht dazu berufen ist, im zukünftigen Weltkriege die ausschlaggebende Rolle zu spielen; jene Aufgabe, Österreich den Rücken frei und ein paar französische Armeekorps fest zu halten, wird es auch noch erfüllen können, wenn es einige Regimenter und Kriegsschiffe weniger, dafür aber ein wohlhabendes und gesünderes Volk hat. Sie haben endlich, diese guten Freunde, dem Kabinet Crispi helfen wollen, die soziale Revolution zu unterdrücken, aber man erweist einem Patienten keinen guten Dienst, wenn man sein hitziges Fieber mit Heilmitteln kurirt, die die Auszehrung zur Folge haben. Gegen die soziale Umwälzung giebt es nur ein einziges Mittel, und das wirkt sicher: eine soziale Ordnung, mit der die Mehrheit des Volkes zufrieden ist. In den Kreisen dieser Freunde Italiens entsetzt man sich darüber, daß de Felice, Bosco und Barbato in Mailand, Rom, Palermo, Catania mit ungeheuerem Jubel, gleich Triumphatoren empfangen worden sind. Aber diese Popularität der „Zuchthäusler“ beweist doch nur eins von zwei Dingen. Entweder es ist nicht wahr, daß diese Männer Revolutionäre seien, und der Jubel gilt dem Siege des Rechts über das Unrecht, das durch ihre Verurteilung zu langjährigem schweren Kerker begangen worden war. Oder sie sind Revolutionäre, dann ist die Masse des Volkes in Italien revolutionär gestimmt, d. h. mit der bisherigen Regierung unzufrieden. In diesem Falle ist die Lage freilich gefährlich, weil die jetzige Regierung auch beim besten Willen eingetrostete Übelstände nicht so schnell beseitigen kann, als es die Ungeduld der Menge verlangen mag, aber die weitere Anwendung Crispi'scher Gewaltmittel würde die Gefahr nur verdecken, nicht beschwören. Wer es mit der italienischen Regierung wirklich gut meint, der rate ihr eine gründliche Agrarreform, innere Kolonisation, unerbittliche Bekämpfung der Korruption und des Betterschwesens in der Bürokratie, und die Verwendung größerer Mittel für die Volksbildung und für die Volkshygiene.

Volkswirtschaftliches Allerlei. Aus den Bergen von Rezensionsexemplaren volkswirtschaftlichen Inhalts, die bei uns lagern, greifen wir heute ein paar Spezialitäten heraus. Dr. Alfred Swaine beleuchtet im 14. Heft der Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Straßburg die Arbeits- und Wirtschaftsverhältnisse der Einzelsticker in der Nordostschweiz und [in] Vorarlberg (Straßburg, Karl F. Trübner, 1895) und damit ein Gebiet, in dem die Unvernunft und Gefährlichkeit der heutigen Weltwirtschaft recht deutlich hervortreten. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie das Schicksal von vielen tausend Menschen von den Schwankungen des Weltmarkts abhängt, der in diesem Falle durch die ganz unberechenbaren Zufälligkeiten der Mode und der Zollpolitik bestimmt wird. Nach Beendigung des Sezessionskrieges wuchs die Nachfrage Nordamerikas und Englands nach Weißstickereien dermaßen, daß in dem hier betrachteten Gebiete die Zahl der Stickmaschinen von 770 im Jahre 1865 auf mehr als 20 000 im Jahre 1882 stieg, daß die Fabrikanten 40 Prozent verdienten und der Arbeitslohn eines mittlern Fabrikstickers — freilich nicht ins ungemessene —, aber doch auf vier Franken, also drei Mark stieg. So strömten denn die Arbeiter aus andern Erwerbszweigen ab und drängten sich zu diesem lohnendern, Kaufleute und Fabrikanten steckten ihr Geld hinein, Kleinbauern ließen den Pflug und die Alp im Stich und schafften sich eine Stickmaschine an, die Bauermädchen avancierten zu Fädlerinnen und waren stolz darauf, etwas feineres geworden zu sein, und nun verlief die Sache weiter, wie sie eben zu verlaufen pflegt: Konkurrenz zwischen Fabrik- und Hausindustrie, zwischen Kaufmann, Fabrikanten und Zwischenhändlern, Konkurrenz der Arbeiter unter einander, kurz aller mit allen, Preisdruck, Fall des Gewinns, Lohndruck, eine zum Teil von den Unternehmern selbst begünstigte Arbeiterbewegung und Arbeiterorganisation, Stillstand der Absatzsteigerung, Modewechsel, Mac Kinleybill, Krach, Arbeiterelend. Das Arbeiterelend, das zu einer augenfälligen Verschlechterung des Menschenchlages führt, hat übrigens schon in der Glanzzeit der Stickerei angefangen, denn das Verlangen, viel zu verdienen, verlängerte natürlich die Arbeitszeit bei der an sich ungesunden Beschäftigung. Viele Sticker behalten ein wenig Landwirtschaft bei, mit der ausdrücklichen Begründung, daß sie ein Gegengewicht gegen die Gesundheitsschädigung und Entkräftung haben wollen, aber die selbst auf dem Felde arbeiten, können nur grobe und demnach schlecht bezahlte Arbeit liefern; die Feinstickerei gestattet keine Nebenarbeit, die die Hände schwer und grob macht. Die Verbindung dieser Industrie mit der Landwirtschaft wird vom Verfasser sehr gründlich und sachkundig behandelt, aber mit seiner Auffassung dieser Verbindung sind wir nicht einverstanden. So fragt er Seite 77: „Welche Gründe begünstigen den landwirtschaftlichen Besitz, und wie wirkt die Industrie auf seine Ausdehnung ein?“ und Seite 83 meint er, da Thurgau der eigentliche Bauernkanton der Schweiz sei, so überrasche es nicht, daß 60 Prozent der Sticker nebenbei Landwirtschaft trieben. Die betäubende Tatsache also, daß ein so unsicherer Erwerb durch eine ungesunde Beschäftigung der eigentliche und der Haupterwerb geworden ist und die Landwirtschaft nur noch als Nebengewerbe betrieben wird, nimmt er hin wie ein unabänderliches Fatum. Uns scheint, Wissenschaft und Politik müßten dagegen protestieren und sagen: das darf nicht sein; auf eine ungesunde Beschäftigung, die heute geht und morgen nicht geht, darf nicht das Dasein einer ganzen Bevölkerung gegründet werden. Im Orient hat eine ganz gesunde Verbindung zwischen der Landwirtschaft und gewissen Hausindustrien, wie der Stickerei und der Feinweberei, jahrtausendelang bestanden, bis sie in neuerer Zeit durch den Einbruch der Europäer auch dort teilweise zerstört worden ist. Stickereien haben im Orient immer zum

Schmuck gehört, man hat immer ungefähr dieselbe Menge davon gebraucht, und diese Menge konnte von den Bauerfrauen in ihren Mußestunden ohne Überanstrengung geliefert werden. Bei uns steht die Sache so, daß die verrückten reichen Großstadtweiber in diesem Jahre Massen von Weißstickereien auf ihren Anzug hängen und im nächsten nicht einen weißen Faden daran sehen lassen. Da sie sich nicht mit einem Anzuge für die Saison begnügen, sondern womöglich alle Tage einen andern tragen, und da ihnen alle Frauen und Mädchen der europäischen Welt alle Narrheiten nach Möglichkeit nachmachen, so werden das einermal ungeheure Massen solchen Plunders verlangt, dann wieder eine Zeit lang gar nichts davon. Es ist Pflicht der leitenden Geister, dieser Frivolität und Gewissenlosigkeit, mit der die Existenz vieler tausend Familien von den Launen einiger Modenärinnen oder den Einfällen einiger Schneiderinnen abhängig gemacht wird, entgegenzuwirken und den vernünftigen Zustand zurückzuführen, wo eine gewisse Menge solcher Verschönerungsmittel jahraus jahrein gleichmäßig gebraucht wird, eine Menge, die vom weiblichen Teil der Kleinbauernschaft in ein paar ruhigen Winterwochen ohne Störung des landwirtschaftlichen Hauptgewerbes hergestellt werden kann. Die Frage hat daher nicht zu lauten: in welchem Umfange die Sticker nebenbei Landwirtschaft treiben dürfen oder sollen, sondern wie es zu verhüten sei, daß ein Teil der bäuerlichen Bevölkerung über die Zwischenstufe der Hausindustrie ins Fabrikproletariat hinabrutsche. Wo die Dinge so weit gediehen sind, wie in den schweizerischen Stickerbezirken, da mag ja der Verfasser Recht haben, wenn er empfiehlt, vollends zur Fabrik überzugehen; denn auch dort besteht das gepriesene Familienleben der Hausindustriellen nur noch darin, daß alle Familienglieder rastlos Tag und Nacht ihrer einförmigen Arbeit obliegen, daß die Familie keine ordentliche Mahlzeit mehr genießt, weil die Frauen keine Zeit haben, zu kochen, und außerdem das Kochen verlernt haben, daß die Kinder aufs grausamste ausgebeutet werden, und daß alle Familienglieder gleichmäßig verkümmern. Die Schrift beruht auf sorgfältigen Studien und eignen Wahrnehmungen, die der Verfasser bei einem zwölfwöchigen Aufenthalt in den Stickerbezirken gesammelt hat, und enthält viel lehrreiches.

Die Modeindustrien sind es, in denen die hilflose Abhängigkeit der Produzenten vom wechselnden Bedarf am unerträglichsten empfunden wird; aber bekanntlich macht sich der Übelstand eines fortdauernd schwankenden Verhältnisses zwischen Produktion und Konsum auch bei den Bedarfsgegenständen bemerkbar, weil die Fortschritte der Technik, das Überangebot an Kapitalien, Köpfen und Händen, der Eintritt neuer Produktionsgebiete in die Konkurrenz die Warenmenge von Zeit zu Zeit stoßweise über Bedarf vermehren, und weil neue Verkehrssysteme und Änderungen der Zollpolitik dem Absatz bald neue Bahnen erschließen, bald alte versperren. Seit Jahrzehnten sucht man durch Kartelle, Ringe, Syndikate und Trusts Ordnung in das Chaos zu bringen, zur Freude der Sozialdemokraten, die behaupten, daß eine vollständige Durchführung dieser Ordnung nichts andres sein würde, als die von ihnen geforderte Organisation der Arbeit. Der Verein für Sozialpolitik hatte diese wichtige Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens vor zwei Jahren auf seine Tagesordnung*) gesetzt, und die von ihm bestellte Arbeit, die er seinen Beratungen zu Grunde legte, darf als ein Werk von bleibendem Werte bezeichnet werden. Sie bildet den

*) Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildete das ländliche Erbrecht. Die Verhandlungen der am 28. und 29. September 1894 in Wien abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik sind vom ständigen Ausschuss herausgegeben worden und 1895, ebenfalls bei Duncker und Humblot, erschienen.

sechzigsten Band der Schriften des Vereins und ist betitelt: Über wirtschaftliche Kartelle in Deutschland und im Auslande. Fünfzehn Schilderungen nebst einer Anzahl Statuten und Beilagen. Leipzig, Duncker und Humblot, 1894. Aus der Darstellung von zehn deutschen Kartellen im ersten Teile lernen wir, was wir a priori vermutet hatten, daß Kartelle desto leichter durchzuführen sind, je beschränkter das Produktionsgebiet und je kleiner die Zahl der Fabrikanten ist, demnach beim Kali z. B. weit leichter als bei Salz und Kohle, und daß, wo die ausländische Konkurrenz in Betracht kommt, Kartelle sich, wenn sie wirksam bleiben sollen, nicht auf die Landesgrenzen beschränken dürfen. Der zweite Teil behandelt Frankreich, Österreich, Rußland, Dänemark und Nordamerika. Der Berichterstatter für Österreich, Karl Wittgenstein, Zentraldirektor der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, hält die Kartelle für nützlich und notwendig. U. a. schreibt er II, 37: „Man ruft den Fabrikanten zu: Ihr braucht kein Kartell, unterbietet euch nicht aus freien Stücken! Das läßt sich leicht sagen, in den meisten Fällen aber nicht ausführen. Die Ausführung ist noch am ehesten bei einem Artikel möglich, der so allgemein gebraucht wird, daß er auf einer Börse gehandelt werden kann. Auf einer Börse ist der Verkäufer wenigstens in der Lage, die Strömung des Marktes zu sehen und den wirklichen Bedarf zu erkennen. Der Verkäufer auf der Börse erfährt rasch den Preis, zu dem sein Konkurrent verkauft, und der Käufer wird es, mag er welche Kunststücke auch immer ausführen, nicht bewirken können, wenn wirklicher Bedarf an einer Ware vorhanden ist, den Preis in jähen Sprüngen herunterzusetzen, namentlich dann, wenn die Produktion der betreffenden Ware nicht ins ungemessene gesteigert werden kann. Eine Börse oder eine Messe bietet dem Verkäufer sowohl wie dem Käufer das Mittel, sich gegen eine willkürliche Preisherabsetzung oder Preiserhöhung zu wehren. Eine Börse ist das Kartellideal. Beide Gruppen, Käufer und Verkäufer, sind jede stillschweigend, ohne Satzungen, aber ganz offen kartellirt, d. h. bestrebt, ihren gemeinsamen Vorteil möglichst zu wahren. . . Ganz anders [als bei der Börseware Getreide] liegt die Sache bei Schienen, namentlich dann, wenn es sich nicht um den Weltmarkt handelt, sondern um ein enges Gebiet, wie den Schienenmarkt in Österreich. Das Hauptquantum der in Österreich gebrauchten Schienen wird von drei bis vier Eisenbahndirektionen vergeben. Jeder der Schienenfabrikanten muß sich sagen, daß er, wenn es ihm nicht gelingt, wenigstens einen Teil dieser drei bis vier Bedarfsquanten zu erhalten, ganz bestimmt sein Werk werde zusperrern müssen.“ Indem sich nun jeder der Schienenfabrikanten von dieser Gefahr bedroht sieht, bleibt ihnen nichts übrig, als entweder einander zu unterbieten oder sich zu kartelliren. Die Darstellung der Börse als des Idealkartells auf ihre Richtigkeit zu prüfen, überlassen wir dem Leser. Der Franzose Claudio Jannet, professeur d'économie politique à l'Université catholique de Paris, urteilt in seiner Abhandlung des Syndicats entre industriels pour régler la production en France im allgemeinen ungünstig. Er giebt zu, daß manche Syndikate den kleinern Betrieben über Krisen hinweghelfen, weist aber auf andre hin, die als wahre Räuberbanden die kleinern Betriebe vernichten und deren Vermögen an sich ziehen, und meint, man dürfe die Dienste, die sie hier und da den mittlern und kleinern Unternehmern erwiesen, nicht überschätzen. Wo wirklich Überproduktion herrsche, da vermöchten die Syndikate der Situation nicht Herr zu werden und richteten in zweifacher Weise Schaden an: sie verzögerten die unvermeidliche Liquidation, indem sie die dem Untergang geweihten Unternehmungen eine Zeit lang künstlich hielten, und sie vereitelten durch künstliche Preiserhöhung das einzige Mittel, wodurch die Krise möglicherweise noch überwunden werden könnte: die Steigerung

des Absatzes infolge der Billigkeit der Waren. Die umfangreichste und interessanteste Arbeit hat Dr. Ernst Levy von Halle [so!] in seiner Abhandlung über die Unternehmer- und Unternehmungsverbände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geliefert; ist die große Republik doch der klassische Boden der Konkurrenzkämpfe, deren großartigste und merkwürdigste Form wir in den Trustbildungen vor uns haben. Der Verfasser macht die Unterschiede zwischen Trusts und geweslichen Korporationen klar, erzählt die Geschichte der hauptsächlichsten Trusts und die Entwicklung der Trustgesetzgebung und berichtet über die Auffassung der Erscheinung bei den verschiedenen Klassen und politischen Parteien. Er selbst kommt zu dem Ergebnis, daß sich ein abschließendes Urteil über den Nutzen und Schaden dieser Organisationsversuche vorläufig noch nicht abgeben lasse, und daß man das Ziel, dem die Entwicklung zutreibt, nicht voraussehen könne, so u. a. sei es noch gar nicht gewiß, daß die Zentralisierung der Produktion in Riesenbetrieben das Ende sein werde; auf manchen Gebieten erweise sich der Kleinbetrieb lebensfähiger als der Großbetrieb. Ohne Kenntnis europäischer Ansichten über die Sache habe man drüben durch Erfahrung die Überzeugung gewonnen, „daß die gewesliche Regulierung und der gewesliche Eingriff die wirtschaftlichen Zustände nicht schaffen, sondern sie nur begleiten und ihnen folgen könne. . . . Die Trusts sind keine idealen Erscheinungen, sondern, wie alle menschlichen Schöpfungen, mit Tugenden und Lastern, mit guten und schlechten Seiten begabt. Sie kommen, weil sie müssen; ihr Einfluß ist sehr verschiedenartig, ihre Wirkung kaum übersehbar; wo sie auftreten, rufen sie eine ungeheure Aufregung und den natürlichen Widerstand gegen alles ungewohnte hervor. . . . Der bisherige Gang läßt keinen Zweifel darüber zu, daß das amerikanische Volk verständig genug sein wird, in dieser Richtung [einer Gesetzgebung von Fall zu Fall] und unter voller Anerkennung der gegebenen Bedingungen die weiteren Wege zu suchen. Man versteht die Aufgabe der gesunden Volkswirtschaftspolitik, keinen Schritt vor dem vorherigen zu thun. Man hat nicht die Empfindung, daß der Sieg des Großbetriebs in allen Linien gesichert sei, und man hütet sich demgemäß, ihm weiter entgegenzukommen, als er es vindiziert. [Was soll das heißen?] Man sieht den Fortschritt, aber man sieht auch die gesteigerten Gefahren. Das erfreuliche an dem Volke ist der allen inne wohnende Trieb, sich weiter zu entwickeln und der Zeit und ihren Anforderungen durch Fortschritte gewachsen zu bleiben. Man ist ja in der glücklichen Lage, das soziale Problem für die Zukunft als einziges vor sich zu haben, nicht durch auswärtige Politik und durch Kriegsgefahr bedrängt zu sein. Daher vielleicht ist auch gerade hier die Überzeugung von der friedlichen Lösung des sozialen Kampfes weit stärker und verheißungsvoller als drüben. [Der Verfasser lebt in Newyork.] Daß diese für uns in der Richtung zielbewusster korporativer Organisation liegt, ist eine Überzeugung, die durch die Betrachtung amerikanischer Zustände nur verstärkt werden kann.“

Auf eine der Gefahren, die uns im alten Europa vom Neuland drüben drohen, weist H. Bäck, der Direktor der städtischen gewerblichen Fortbildungsschule in Frankfurt a. M., hin in seiner Schrift: Der gewerblich=technische Unterricht der Nordamerikanischen Union (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1895). Die große Menge und Mannichfaltigkeit der hier geschilderten Anstalten, ihre vortreffliche Einrichtung, die fürstliche Freigebigkeit, mit der sie von Kommunen wie von reichen Bürgern ausgestattet werden, lassen keinen Zweifel daran, daß uns die Vereinigten Staaten in den Gewerben über kurz oder lang auf allen Punkten überholen müssen. — Dr. E. A. Zakrzewski hat als Korreferent der Grundkreditkommission des Bundes der Landwirte eine Schrift über die Organi-

sation des landwirtschaftlichen Kreditwesens verfaßt (Berlin, Gustav Schuhr, 1894), in der die möglichste Ausschließung fremdländischer Anleihen vom heimischen Markte gefordert, dem hergebrachten Hypothekenkredit vor dem von Rodbertus empfohlenen Rentenkredit der Vorzug gegeben und für den ländlichen Personal- und Hypothekenkredit ein Organisationsplan entworfen wird, der sich von dem bekannnten Schäffles nicht wesentlich unterscheidet. — Der Verein zur Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau hat einen Generalbericht über seine Thätigkeit vom April 1891 bis Juli 1895 herausgegeben, der allen Stadtverwaltungen und allen Kapitalisten, die ihr Geld für gemeinnützige Zwecke verwenden wollen, ohne Kapital und Zins zu gefährden, aufs dringendste zu empfehlen ist; der Verein hat wirklich die Aufgabe, den Arbeitern — freilich bis jetzt nur 361 Familien und 38 einzelnen Personen, zusammen 1792 Personen — zu guten und billigen Wohnungen zu verhelfen, ohne ihnen etwas zu schenken, aufs glücklichste gelöst.

Schlechte Zeiten. Das Leipziger Tageblatt hat ein Format von 52 zu 39 Centimetern. Der bedruckte Raum einer Seite ist $45\frac{1}{2}$ Centimeter hoch und $34\frac{1}{2}$ Centimeter breit. Solche bedruckte Seiten hatte die Nummer des ersten Osterfeiertags 36. Von diesen 36 Seiten aber waren allein $4\frac{2}{3}$ Seiten mit Anzeigen von Schänkwirten gefüllt, im Ganzen 106 Anzeigen. Da am zweiten Feiertag keine Nummer erschien, so waren in der Nummer vom ersten auch die Genüsse für den zweiten (und bisweilen auch für den dritten, der zwar nicht mehr von der Kirche, desto eifriger aber von den Schänkwirten gefeiert wird) mit angefündigt. Nach einer genauen Zählung waren diese Genüsse für die zwei „bezw.“ drei Feiertage folgende: 20 Konzerte, 15 große Konzerte, 2 große Doppelkonzerte, 2 Freikonzerter, 2 große Freikonzerter, 2 Frühshoppkonzerte, 7 große Frühshoppkonzerte, 3 Frühshoppfreikonzerter, 2 große Frühshoppdoppelkonzerte, 1 Salvatorfrühshoppkonzert, 7 große Extrakonzerte, 2 große Elitkonzerte, 2 große Monstrekonzerte, 3 große Spezialitätenkonzerte, 2 große humoristische Konzerte, 1 humoristisches Gesangskonzert, 7 große humoristische Gesangskonzerte, 1 großes patriotisches Festkonzert, 1 großes Coblenzkonzert (der Musikdirektor heißt nämlich Coblenz!), 2 Militärkonzerte, 10 große Militärkonzerte, 1 großes Militärextrakonzert, 2 große Extramilitärkonzerte, 1 großes Militärelitkonzert, 1 großes Militärfestkonzert (die Militärkonzerte fanden sämtlich, wie es in den Anzeigen hieß, „unter persönlicher Leitung“ der betreffenden Musikdirektoren statt — welche Gnade, welche Herablassung dieser Herren!), 9 Abendunterhaltungen, 2 große Abendunterhaltungen, 1 humoristische Abendunterhaltung, 2 humoristische Abende, 3 humoristische Soireen, 1 Humorabend, 3 Theaterabende, 2 Künstlervorstellungen, 2 große Vorstellungen, 1 große Elitekünstlervorstellung, 3 Elitekünstlernovitätenvorstellungen, 21 Bälle, 6 große Bälle, 10 Ballmusiken, 10 große Ballmusiken, 2 große öffentliche Ballmusiken, 1 starkbesetzte Ballmusik, 1 Festball, 3 große Festbälle, 2 große Osterbälle, 1 feiner Ball und 2 Flügelkränzchen. Summa Summarum: 187 Konzerte, Vorstellungen und Tanzmusiken!

Es ließen sich so manche Betrachtungen an diese Übersicht knüpfen, z. B.: welch entsetzlicher Mißbrauch wird hier mit der Sprache getrieben! welcher Mißbrauch allein mit dem Worte „groß“! Was ist denn „groß“ an allen diesen Veranstaltungen? Es sind ja lauter ganz gewöhnliche Pfennigkonzerte. Schade, daß man nicht eine Statistik ihrer Programme aufstellen kann, die würde erschreckend ausfallen. Der nächstliegende Gedanke aber ist doch sicher der an das arme Volk,

das in 2 bis 3 Tagen — ganz abgesehen vom Zirkus und von den großen Theatern — diese 187 Genüsse über sich hat ergehen lassen müssen! Und dann: die armen Wirte, die das alles haben bekannt machen müssen! Und — das arme Tageblatt, das alle diese Bekanntmachungen hat drucken müssen! Ja, es sind schlechte Zeiten.

Die Taxameterdroschke. Gott sei Dank, daß wir diesen Kulturfortschritt nun endlich auch „vollzogen“ haben — seit dem 1. April haben wir die Taxameterdroschke. Wie haben wir es bisher nur aushalten können ohne sie? Es ist unbegreiflich. Die Tagesblätter haben denn auch den Fortschritt, auf den sie seit einem halben Jahre durch spannende Mitteilungen vorbereitet haben, durch längere wissenschaftliche Aufsätze gebührend gefeiert, und auf den Straßen umringen Duzende von großen und kleinen Kindern jedes solche gelbrädrige Gefährt und staunen mit offenem Munde das geheimnisvolle Ziffern- und Zeigerding an, das da in der Droschke hängt, und den lackirten Cylinder des stolzen Mannes, der auf dem Boche sitzt. Kurz, es ist ein großes Ereignis, und das so wenige Wochen vor Eröffnung der ersten elektrischen Straßenbahn! Es ist eine Lust zu leben! Der Leutnant freilich, der geheime Hofrat und andre Menschen erster Klasse schimpfen im Stillen und sagen: Was haben wir davon? Bis jetzt sind wir in der simplen Droschke gefahren; wenn wir ausstiegen, und der Kutscher verlangte fünfzig Pfennige und wir gaben ihm fünfundfünfzig, so waren wir vornehme Leute. Was fangen wir nun an? Das Beste ist, wir machen's wie Majors und wie Kommerzienrats und setzen uns für zehn Pfennige zu den Marktweibern und den Fabrikarbeitern in den Pferdebahnwagen.

Unsre großen Städte sind wie die unruhigen, eiteln Weiber. Wenn die Müllern bei der Schulzen einen neuen Hut, einen neuen Vorhang oder irgend eine neue Spielerei für die Küche oder den Eßtisch gesehen hat, so ruht sie nicht eher, als bis sie das alles auch hat; wenn sie's aber acht Tage hat, ist sie genau so glücklich wie zuvor. So geht es auch den großen Städten mit dem Asphaltpflaster, der Markthalle, dem berittnen Schuhmann, der elektrischen Beleuchtung, der Taxameterdroschke und hundert ähnlichen Errungenschaften. Aber die Schulzen haß, und da darf die Müllern nicht zurückbleiben. Und um Gottes willen nur nicht einen eignen Geschmack dabei verraten! Nein, genau so, wie's bei der Schulzen ist, muß es bei der Müllern auch werden. Da giebt sich nun der deutsche Sprachverein alle Mühe, die unnötigen Fremdwörter zu beseitigen. Mitunter werden wir ja auch eins los, aber dafür bekommen wir drei neue, und was für welche! Lasse man doch andern Städten die Taxameterdroschke — warum konnten wir nicht Uhydroschke oder Zeigerdroschke sagen? Eine nette Bildung, dieses Taxameter! Da wollen wir nur auch die Poliklinik in Zukunft Polaklinik nennen. Und so etwas geschieht im Lande der klassischen Bildung!

Wohlgeboren. Unser — ohlgeborner Gewährsmann schreibt uns: Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich dieser Tage in meiner Zeitung folgende Mitteilung fand: „Der Finanzminister Dr. Miquel hat neuerdings eine Geschäftsanweisung für die hiesigen Katasterkontrolleure erlassen, in der sich folgende bemerkenswerte Stelle findet: »Im Schriftwechsel mit Behörden unterbleibt jede weitere Eingangformel, die Wiederholung der Inhaltsangabe, die Anwendung der Ausdrücke gehoramsamt, ergebenst, gefälligst usw., ferner die Anrede: Ew. Hochwohlgeboren und der Submissionsstrich.«“ Glücklicherweise las ich das nicht am 1. April, sonst hätte ich es wahrlich für einen Aprilscherz gehalten.

Wenn ich nicht fürchten müßte, wegen Größenwahns dem nächsten Entmündigungsrichter in die Hände zu fallen, würde ich sagen, daß Johannes Miquel, der Vielgeschmähte, die Anregung zu diesem Uras in meinen beiden kleinen Aufsätzen über das Wohlgeborensein und den Submissionsstreich in den Nummern 42 und 48 der Grenzboten von 1895 gefunden hat.

Also bis jetzt sind erst Königlich Preussische Katasterkontrolleure die Glücklichen, die durch Verfügung eines „an der Spitze“ stehenden mit einer erfreulichen Vereinfachung des amtlichen Schreibwerks bedacht sind. Hoffentlich giebt es jetzt überall ein großes „Reinemachen,“ das Frühjahr ist ja die beste Zeit dazu.



Litteratur

Völkerkunde von Friedrich Nagel. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894. 1895

Ein Werk wie das vorliegende bedarf keiner Empfehlung mehr, sondern nur einer Anzeige, einer solchen aber schon deshalb, weil es in der That ein völlig neues Werk geworden ist. Hat sich doch der Verfasser entschlossen, die drei Bände der ersten Auflage in zwei zusammenzuziehen, und ist doch auch die Illustration zum großen Teile neu beschafft worden. „Grundzüge der Völkerkunde“ leiten das ganze Werk ein. Sie enthalten die Grundanschauungen Nagels, von denen aus er den ganzen wahrhaft ungeheuern Stoff durchdringt und beurteilt. Die gesamte Menschheit bildet ihm eine Einheit, denn die Unterschiede der Rassen sind geringfügig, verglichen mit den Unterschieden, die zwischen den Tierarten auch nur derselben Gattung bestehen, sie sind durch Klima, Boden, Lebensweise und geschichtliche Entwicklung entstanden und scheinen wieder durch Völker- und Rassenmischung zur Einheit zurückzutreiben. Kaum irgend eine Rasse hat sich heute noch rein erhalten, und so sehr gehen die Merkmale der einzelnen herkömmlicherweise unterschiednen Menschenrassen in einander über, daß Nagel sie nicht in der alten Weise als Einteilungsgrund angenommen hat. Gar nicht in Betracht kommt für ihn bei der Beurteilung der Abstammung und Rassenzugehörigkeit die Sprache, da der Übergang eines Volkes zu einer andern Sprache, als der ererbten, hundertfältig nachgewiesen ist und nicht von der Abstammung, sondern von der geschichtlichen Entwicklung abhängt, also wohl für diese, aber nicht für jene Beweiskraft hat. Vom Standpunkte der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts aus erscheint dem Verfasser jedes Volk als ein Glied der Menschheit der gleichen Beachtung würdig. Lebhaft wendet er sich gegen den Kulturstolz derer, die auf alle unkultivirten Völker und also vor allem auf die sogenannten Naturvölker verächtlich herabsehen. Denn auch die wichtigsten Grundlagen der Kultur: Sprache, Religion, Staat, Technik usw. sind allen Völkern der Erde gemeinsam, es giebt keines, das sie nicht in irgend welcher Form besäße, und die Unterschiede sind nur Unterschiede des Grades. Allerdings giebt es eine ziemlich genau abzugrenzende „Kulturzone,“ deren Völker von jeher die andern übertroffen haben, aber dieser Vorzug liegt für Nagel nicht so sehr in der Begabung der Völker (deren Bedeutung er vielleicht zu gering an-